



Jürgen Große

Der ewige Westen

*Wie ein Land nach sich selbst suchte
und die alte Bundesrepublik fand*

Das Neue Berlin

*Für Maya,
die Freundin zwischen Ost und West*

Beratung und Erstkorrektur: Ina Kühne

Inhalt

Vorwort: Das Deutschland der anderen	7
Die Entgrenzung	11
<i>Überfremdungsängste und Grenzüberschreitungen // Der Westen: Exil der Geschichte // Näherer und fernerer Osten // Strebsam und abgehängt // Weltoffenheitszone // Heimkehrer und Dagebliebene // Heimatliteratur</i>	
Der Untergang	29
<i>Notstandsnarrative // Verfehltheitsexempel // Unheilsgeschichte // Modernemetaphysik // Plebejischer Übermut // Ironisches Massenbewusstsein // Finale Ermüdung // Präambel für die nächsten Einheitsjubiläen</i>	
Radikaler Konformismus	56
<i>Von der Weltrevolution in die Nischenwelt // Neue Bürger // Revolte und Regression // Ichgestaltung und Weltbelehrung</i>	
Die große und die kleine Welt	75
<i>Weltoffenheit versus Weltläufigkeit // Kleinwelt, Nationalstaat, Weltberuf // Provinz und Provinzen // Welt, feine Welt, Gesellschaft // Stadtkultur und Weltempfinden // Weltlose Weltoffenheit, wunderbare Wirtschaftsjahre // Die Mitte und die Ränder</i>	
Der Blick auf die Fremden und der fremde Blick	87
<i>Dialektik der Fremdenbeschau // Versuche einer Entwestlichung des Deutschlanddiskurses // Essayistik und Satire // Soziolinguistik und Politikfeuilleton // Modernisierungsgeschichte Ost // Kulturschutzgebiet West</i>	

Die Herren der Geschichte	110
<i>Dresden als Paradigma des Antiwesertlertums // Westdeutschland unter den Westalliierten</i>	
Der Ort des Bösen	123
<i>Historisches Vorspiel der Dämonenkunde // Methodische Probleme der Dämonenkunde // Erstes Modell: Konflikt // Zweites Modell: System // Drittes Modell: Negative Theologie // Im Kreisgang</i>	
Mitgelaufen: Der Fall Ines Geipel	146
<i>Vorspiel 2019: Falsche Heimat, Gnosis und Erlösung // Nachspiel 2023: Eine deutsche Karriere</i>	
Deutsche Gefühle	176
<i>Emotion als Institution // Vagheit und Methode // Hass oder: Wer ihn nie empfand // Präsentable Passionen // Neid oder: Die Unfähigkeit zu bewundern // Die Ängste der anderen // »Ein Nachschlagewerk für die deutsche Seele«</i>	
Die Angebote der Identitätspolitik	190
<i>Arbeit am Wesen // Kollektive Identitäten, identitäre Imaginationen, imaginäre Allianzen // Allianzangebot 1: »Weltbürger« und »Ausländer« versus »Neubürger« // Allianzangebot 2: »Deutsche Interessen (West)« und »Deutsche Interessen (Ost)« versus »ausländische Interessen« // Allianzangebot 3: »Migrantische Minoritäten« versus »Westdeutsche Leitkultur«</i>	
Das Geisterhaus oder: Virtuelle Geschichte	218
<i>Altlasten der Neuen Mitte // Vom Volkspalast zum Kulturschloss // Virtuell weit gereist // Die Jahrzehnte im Refugium // Raubkunstdebatte und Kolonialismusverdacht // Rückkehr der Geschichte</i>	
Personenregister	235

Vorwort: Das Deutschland der anderen

In diesem Buch wird immer wieder von Westdeutschland und vom Westen die Rede sein. Beides zielt nicht auf eine Landschaft oder ein Staatsgebiet, sondern auf eine kollektive Mentalität. Lange wusste sich diese gegen kühlere Anhauchungen der Geschichte geschützt. Auf die Zumutung historischer Kontingenz und kultureller Fremdheit reagierte sie meistens verstört. Die Kummerformel lautete bald nach 1990 auf eine *alte Bundesrepublik*, die nun für immer verloren sei.

Die Begegnung dieser alten Bundesrepublik mit dem Anderen, ihrem – deutschen – Anderen, ja mit Veränderung überhaupt geriet seit der Einheit teils sentimental-nostalgisch, teils abweisend-aggressiv. Das hatte gute historische Gründe. Wenn sich im westlichen Deutschland so etwas wie Individualität ausbilden konnte, dann immer dank einem Milieu, das sie garantierte. Anders gesagt: Individuelle Existenz war in der Altbundesrepublik sehr stark mit kollektiver Einbindung und systemischer Absicherung verknüpft. Ihre politischen und persönlichen Freiheiten erlebten die Westdeutschen seit 1949 als einen moralischen wie materiellen Kredit, gewährt durch die westlichen Siegermächte. Was sie Pluralismus nannten, war stets blockfest umfriedet. So konnten sie den *safe space* ihrer staatlichen Existenz ungestört zu ideologischen Heimathäfen und kulturellen Rückzugsnischen ausgestalten.

Dieser ihr geschichtlicher Sonderweg – zusehends begriffen und bejaht als Weg aus der gesamtdeutschen Geschichte –

musste eine seelisch einzigartige Mixtur erzeugen. Erfahrungsarmut und Meinungsreichtum, Weltflüchtigkeit und Selbstbezogenheit sind die auch international notorischen Charakteristika des *Homo Germaniae occidentalis*¹. Weithin assoziiert man mit dem Attribut *westdeutsch* eine Schwierigkeit kollektiver Selbstwerdung, zumindest selbstbewusster Staatlichkeit. Tatsächlich hatte die alte Bundesrepublik erst durch Bilder eines nahen oder näher rückenden Ostens zum Bewusstsein ihrer selbst gefunden. Sogleich aber sah sie sich dadurch in ihrem Fortbestand, mithin in ihrem historischen Sondersein bedroht.

Gegensätze zwischen Ost und West sind nach 1990 zunächst für rasch überwindbar erklärt worden, meist durch Wohlmeinende, stets durch Westdeutsche. Dennoch flackern sie politisch und vor allem medial immer wieder auf. Ein jüngst erschienener Bestseller über den Osten als westdeutsche Erfindung ist gewiss mehr als ein reines PR-Phänomen. Doch der Osten als Konstrukt?² Einmal konstruktanalytisch gestimmt, wird man Konstrukte allerorten finden: Es ist ein analytisches Nullsummenspiel. Tatsächliche Differenzen können durch den Konstruktbegriff verdeckt werden, wie dies lange durch das Wort von einer *Mauer in den Köpfen* geschehen ist.

¹ Zu dessen sprachlicher Physiognomie vgl. Vf.: *Die Sprache der Einheit. Ein Fremdwörterbuch*, Berlin 2019, S. 8f.

² Vgl. Dirk Oschmann: *Der Osten: eine westdeutsche Erfindung*, Berlin 2023. Im Klappentext ist zu lesen, »dass wir dringend etwas an der Konstruktion des Ostens durch den Westen ändern müssen«, um Demokratie und Gesellschaft stabil zu halten.« Konstruktion als solche wird nicht abgelehnt, im Buch sogar als postmoderne Unvermeidlichkeit akzeptiert.

Ich werde auf diesen Begriff weithin verzichten und bean- spruche deshalb nicht, hier etwa vom konstruierten Osten säuberlich einen nicht-konstruierten, realen Osten scheiden zu können. Ohnehin geht es mir eher um den bundesdeut- schen Westen, somit um ein reales Gebilde, das allerdings solcher Konstruktionen wesentlich bedarf. Denn das andere Deutschland, das der deutsche Westen sein will, kann nicht sein ohne ein Deutschland der anderen. Meine These daher: Es ist ein längst nicht mehr historisch fixierbarer und poli- tisch konkreter, sondern ein zusehends imaginärer Westen, der sich nur noch durch Sprechakte, durch Konstruktion, Projektion, Halluzination seines östlichen Anderen lebendig hält. Dieser *ewige Westen* existiert dank eines Ostens (einer Geschichte, einem Deutschland), von dem er sich ständig zu befreien hat. Nicht der Osten also, sondern jener Westen ist seit 1949 der Sonderfall deutscher Geschichte und als solcher erklärungsbedürftig.

Selbst wenn Ost und West nur noch formal-analytische Ka- tegorien wären, die beliebig mit Bedeutung zu füllen wären, so würde diesen doch harte Stofflichkeit anhaften. Sie fin- det sich im Begriffsmaterial, das jener ewige Westen be- müht. Die bundesdeutsche Selbsterzeugung als Westen strapaziert bestimmte Schlagwörter: Neben ältere wie *Dik- tatur, Demokratie, Freiheit, Chancengleichheit, Totalitarismus, Individualismus, Pluralismus* traten jüngere wie *Teilhabe, Viel- falt, Identität, Diversität* und vor allem *Weltoffenheit*.

Anhand dieser Schlagwörter lässt sich ein Panorama west- deutscher Selbstverstrickungen entwerfen. Ein Panorama nur aus Lektüre- und Beobachtungszufällen, die nicht mehr

abwerfen als diagnostische Miniaturen. Doch sie ergeben vielleicht so etwas wie eine Krankenakte oder Leidensgeschichte der alt(geworden)en Bundesrepublik. Am Anfang steht deren Begegnung mit dem deutschen Osten, am Ende die Begegnung mit kulturell Fremden überhaupt.

J. G.

Berlin, im Frühjahr 2024

Die Entgrenzung

»Für mich hat Deutschland im 20. Jahrhundert drei Katastrophen erlebt: Wilhelm II., Hitler und Adenauer. [...] Die sowjetische Besatzungszone wäre nie zur DDR geworden, wenn es Adenauer nicht gegeben hätte. Er ist der wahre Verantwortliche für die DDR und die Berliner Mauer.«

Michel Tournier

Vor einiger Zeit widmete sich ein Kölner Sender den Neunzigern, »als man in Ostdeutschland händeringend profilierte Akademiker suchte«.³ Es ging im *Deutschlandfunk* um den Umbau der DDR-Hochschulen. Woher die händeringend Gesuchten kommen würden, war damals allen klar. Wem es nicht klar war, dem gaben sie ihre Herkunft häufig so zu erkennen: »Ich kann zwischen Ost- und Westdeutschen fast gar keine Unterschiede mehr erkennen!« Das Wohlwollen der Neuberufenen sprach auch aus Reifezeugnissen wie diesem: »Die ostdeutschen Studenten sind manchmal schon genauso kritisch wie unsere!«

Überfremdungsängste und Grenzüberschreitungen

Draußen im Lande bürgerte sich ein anderes Gesprächsmodell ein. Seine Entscheidungsfrage ließ nie lange auf sich warten. Sie lautete, zunächst vor allem an Berliner gerichtet: »Aus dem Osten oder aus dem Westen?« Dazu mitunter ein

³ Im Gespräch mit Joachim Scholl: *Musik und Fragen zur Person. Der Politologe Wolf Wagner*, in: *DLF-Archiv*, 3. September 2017.

Wort der Anerkennung, dass dem Befragten die fremde Herkunft nicht anzumerken sei. Der Ritus sagt einiges über den westkollektiven, somit auch mehrheitsmedialen Umgang mit Ostdeutschland. Rechtzeitige Erkenntnis soll hier verstörender Erfahrung vorbeugen. Denn Ostdeutsche sind Marsmenschen, die aussehen wie normale, also westdeutsche Menschen und daher unerkant überall eindringen können.

Noch 2020, im Streit um eine Stellenbesetzung beim Bundesverfassungsgericht, vermuteten mediale Beobachter solche Überfremdungsängste. Sie hatten lange vor dem DDR-Beitritt eingesetzt.⁴ In Zeitschriften wie *Spiegel* und *Stern* meldeten sich 1989/90 die Vereinigungsskeptiker. Bereits Ostberliner Einkäufer bei *Aldi* und *Plus* erlebten sie als Übergriff. Auch schwante Westberlins Alternativen, deren Projekte-Kultur bis dahin gut ummauert geblüht hatte, eine baldige Subventionskonkurrenz. Nicht nur genörgelt, auch gedroht wurde. »Euch hätten wir gleich auf dem Bahnsteig gern die Fresse poliert«⁵, ließ 1989 unter anderem das Blättchen *Arbeiterkampf* all jene wissen, die nicht im Trabi ange-reist waren. Bereits elf Tage nach der Maueröffnung berichtete die *taz* von zerstochnen Reifen an DDR-Autos, deren Besitzer sich nach Westberlin vorgewagt hatten.⁶ In

⁴ Ein frühes Fazit der Querelen um »Ossis«, »Halb-Ossis« und Randpartei-enwähler am Bundesverfassungsgericht gab Christian Rath: »*Noch kein ostdeutscher Verfassungsrichter. Diversität am BVerfG*«, in: *Legal Tribune Online* vom 4. Juni 2020.

⁵ Zitiert nach »*Fettleibig mit Dauerwelle. Westdeutsche Linke, von grünen Alternativen bis hin zu sozialdemokratischen Ideologen, haben ein neues Feindbild – DDR-Flüchtlinge*«, in: *Der Spiegel* 43/1989.

Hannover schleuderten Unbekannte benzingefüllte Flaschen auf solche exotisch anmutenden Gefährte. Sie brannten aus.⁷

Wie es weiterging, ist bekannt. Hausbesetzer wurden zu Hausbesitzern, Ex-Kommunarden entdeckten ihren Stolz auf Deutsche Mark und bundesdeutsche Demokratie, und nach der Volkskammerwahl 1990 bewies Otto Schily mit gezogener Banane vierzig Jahre Konsumvorsprung. Doch die Ängste blieben. Auch als Altbundesdeutschen schon ganze Straßenzüge, ja Stadtviertel und Landschaften gehörten, klagten sie weiterhin über Bedrängtheitsgefühle. Ob Ostdeutsche nun arbeitslos daheimblieben oder zu Zehntausenden rübermachten, sie schienen ans Eigene, ans Eingemachte zu rühren. Noch zum Mauerfalljubiläum 2019 konnte man in der *Frankfurter Rundschau* lesen: »Es gibt eher zu viele als zu wenige Mauerspringer. Jedenfalls von Ost nach West.«⁸

Diese Schwierigkeiten vieler Westdeutscher, in Einheitsdeutschland anzukommen – so eines ihrer Lieblingsverben –, waren im Osten frühzeitig zum Stereotyp geronnen, im Jammerwessi. Zahllose, oft grausame Volkswitze unterstellten ihm eine unverwechselbare Mischung aus Larmoyanz, Ignoranz und Arroganz. Nach

⁶ Vgl. Brigitte Fehrl: »...die koofen keene Bananen«, in: *taz* vom 20. November 1989.

⁷ Vgl. Jens Balzer: *No Limit. Die Neunziger – das Jahrzehnt der Freiheit*, Berlin 2023, S. 39.

⁸ Arno Widmann: »Die Flut kann man stauen, aber nicht aufhalten«, in: *Berliner Zeitung* vom 3./4. Februar 2018.

fast zwanzig Jahren Einheit musste ein Redakteur der *Süddeutschen Zeitung* angesichts des anhaltenden West-Lamentos einräumen, dass Besserung kaum zu erwarten sei: »Der Kern des Jammer-Wessitums ist nun einmal das Ausweichen vor dem Neuen, vor der Gegenwart, die 1989 begonnen hat.«⁹

Woher die Hartnäckigkeit dieser Klagen und Ängste, die sich häufig mit Aggressionen mischen? Tatsächlich liegt es nahe, die Antwort in den Jahren 1989/90 zu suchen. Ein politischer Machtwechsel zu Rot-Grün schien damals greifbar. Die ostdeutschen Beitritt-Wähler zertraten diesen Traum; Westdeutschlands Konservative konnten noch einmal triumphieren. Die Westlinke, sofern nicht schon transatlantisch gewendet, zeigte sich enttäuscht vom Ostvolk, das nicht »noch eine weitere Runde Sozialismus dranhängen« wollte (Martin Walser).¹⁰ Bald fragte sie spöttisch, warum es nicht früher gegen die Diktatur rebelliert hätte. Schließlich nahmen professionelle Aufarbeiter sich der Diktatur-Überbleibsel an.

Der Westen: Exil der Geschichte

Einer kleinen Minderheit in Ost und West erschien das Ende der DDR als Anfang von etwas Neuem. Endlich wahrer

⁹ Lothar Müller: »Maxim Biller vs. Osis. Ein Schlappschwanz klagt an«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 15. Mai 2010.

¹⁰ Zitiert nach: Jens Balzer: *No Limit. Die Neunziger – das Jahrzehnt der Freiheit*, Berlin 2023, S. 43.

Sozialismus. Endlich wirkliche, von unten gebaute, Demokratie.¹¹ Doch man fängt nie neu an. Man macht da weiter, wo man aufgehört hat.

Im Osten hatte deutsche Geschichte niemals aufgehört. Sie blieb dort bis zuletzt Nachkriegsgeschichte. Das besiegte Land war ungleich geteilt worden. Die Besatzungsmächte waren mit ihm je nach ihren Systemen verfahren, aber auch nach ihren Kriegsverlusten. Die der Sowjetunion waren ungeheuer gewesen. Wichtiger als ein sozialistisches Deutschland war ihr zunächst ein nicht angriffsfähiges. Die östlichen Sieger importierten eine verlässliche Führung, die westlichen vertrauten auf heimisches Personal. Meist verbindet man dessen Fügsamkeit mit dem Namen Adenauers, »amerikanischer als die Amerikaner«, wie es seinerzeit selbst aus der CDU hieß. Doch gab es schon vor Adenauers Teilungscoup ja schon vor 1945 Proben eines spezifisch westdeutschen Anpassungswillens. Der Emigrant Saul Padover, als US-Offizier für Psychologische Kriegsführung nach Deutschland zurückgekehrt, notierte aus den besetzten Gebieten: »Hass auf die Russen, Schmeicheleien für die Amerikaner« sei im Westen die Methode der Besiegten. »Ihre einzige Hoffnung sind die Amerikaner. Indem sie einen Keil zwischen die Alliierten treiben, hoffen sie, ihrer Bestrafung zu entgehen.« Bayern und Rheinländer würden sich

¹¹ Diesem Land der geraden Rücken und der runden Tische galt Klaus Wolframs Rede vor der Akademie der Künste (*»Das Ende der Revolution«*, gekürzt in: *Berliner Zeitung* vom 6. April 2020). Der neue Anfang, deutet der Ex-Bürgerrechtler an, wurde verspielt, weil die Mauer zu früh fiel. Endlich »sich selber aussprechen« über das eigene Land, ungestört von eindringenden BRD-Politikern und -Parteien, habe man nun nicht mehr gekonnt.

nunmehr »Mussnazis« nennen, den Nazismus aber einen ostelbischen Import.¹²

Das wirkt vertraut. Vor ein paar Jahren feierten Westdeutschlands Leitmedien »The shortest History of Germany« von James Hawes. Mit Grund, erklärte der britische Germanist, hätten die Sowjettruppen 1945 nur Ost-, nicht Westdeutschland besetzt: »Der Osten ist nicht anders, weil ihn die Russen besetzt hatten, sondern die Russen hatten den Osten besetzt, weil er schon immer anders war.« Und: »Mein Ehrgeiz in dem Buch war, Westdeutschland endlich von der Verantwortung für die Weltkriege freizusprechen.«¹³

Die Russen verlangten nach 1945 von den Ostdeutschen Handfestes. Das Land büßte doppelt, durch Reparationszahlung und repressive Staatlichkeit. Die sollten manche Westdeutsche »sozialistische Alternative«, andere »kommode Diktatur« und viele schlicht »Unrechtsstaat« nennen. Wer selbst dort lebte, konnte sich trotz anderslautender Propaganda kaum bei den Siegern der Geschichte sehen. Das Land war – anders als der Staat und seine Sprache! – eine Schule des Konkreten, eine Immunisierung gegen alles Luftige und Phrasenhafte – auch des Westens. Eine Schule des Konkreten, eine Immunisierung gegen die luftige Phrase! Im Osten lernte man die D-Mark als das solideste Stück Westdeutschland zu begreifen.

¹² Saul Padover: *Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/1945*, Berlin 2016, S. 25 und S. 87.

¹³ Matern Boeselager im Interview mit James Hawes: »Vom Nationalsozialismus bis zur AfD – alles, was schiefgelaufen ist, haben wir dem Osten zu verdanken«, *Vice Channels*, 5. Oktober 2017.

Was verlangten die Amerikaner von den Westdeutschen? Sie durften ihre Abneigung gegen den Osten («Asien«, »Pankoff«, »die Zone«) beibehalten, mussten lediglich von Antibolschewismus auf Antitotalitarismus umtiteln.¹⁴ Erst schüchtern, bald kühner begannen sie von ihrer guten politischen Erziehung zu sprechen – von ihrer Umerzogenheit. Sie nannten die Amerikaner nun vertraulich die Alliierten, als wären es die eigenen gewesen und als hätte es keine anderen gegeben. Statt von Westdeutschland redeten sie zusehends vom Westen, zu dem sie gehören wollten und der sie irgendwann tatsächlich zu sein glaubten. Westdeutschlands »heiliger Krieg gegen die DDR« (Heiner Müller) einschließlich Embargo war antikommunistisch, er war aber auch antinational. Adenauer hatte sich endlich seinen separatistischen Lebensraum erfüllen können, unter Zurücklassung Ostdeutschlands und Westberlins, das als SPD-Hochburg seine Kanzlerwahl gefährdet hätte. Mit Gründung der Bundesrepublik war 1949 ein ganzes Land in den Westen geflohen, war deutscher Schuld(en)geschichte entkommen. Ihr würde es sich erst aus sicherer historischer Entfernung und politisch höchst selektiv widmen.

Diese Freistellung von deutscher Geschichte sollte weder der Rechten noch der Linken der Bundesrepublik guttun. Der Rechten nicht, denn sie begann Konservatismus mit einer US-Hörigkeit gleichzusetzen, die selbst Nahostabenteuer einschloss. Der Linken nicht, denn Wirtschaftswunder

¹⁴ Mit der deutschen Einheit sollte sich der »antitotalitaristische« in einen »antifaschistischen Grundkonsens« transformieren, der aber »wertewestlich« verfasst blieb; vgl. Vf.: »Warum Werte? Über ein Gefühl im westlichen Denken«, in: *Perspektiven der Philosophie* 43 (2017), S. 139–163.

und Sozialstaat beraubten sie allmählich ihrer traditionellen Politikfelder. Dies bereitete den Weg zu kulturellen Ersatzhandlungen, zu Symbol- und Sprachpolitik. Die aus der alten Bundesrepublik überkommenen Politikfraktionen stehen heute vor den Folgen geistiger Selbstisolierung, die einen außen-, die anderen innenpolitisch.

Mehr noch: Die frühe Erfahrung, nicht vollständig haftbar zu sein, hatte sich tief ins westdeutsche Kollektivgemüt gegraben. Sie begünstigte eine Flinkheit im Urteil über Welt und Leben, ein altkluges Belehren von Menschen und Völkern, ein leichtfertiges Reden selbst von Krieg und Frieden. All dies scheint sich nach 1990 noch verstärkt zu haben. Einzig in Westdeutschlands medialen Überbauten bekundet sich eine Sehnsucht nach realer Geschichte, nach fremder, divergenter, minoritärer Erfahrung – und zugleich die Furcht davor.

Näherer und fernerer Osten

Im aktuellen, somit westdeutsch dominierten Fremdheits- und Vielfaltsdiskurs hat die ostdeutsche Minderheit eine merkwürdige Stellung inne. Eine Minderheit mit einheitlichem Auftreten gegenüber einer Mehrheit kann sie schon deswegen nicht sein, weil sie als Kollektiv ja nur dank westlichen Zuschreibungsakten existiert. Im einschlägigen Idiom gesprochen: als Konstrukt. Nichtkonstruierte Ost-Eigenheiten sind Staatsdistanz und Ideologieskepsis. Man darf in ihnen Langzeitfolgen der Diktatur- und Umbruchs-

erfahrung erblicken. Sie hat bewirkt, dass weltanschaulicher Milieukonformismus im Osten bis heute seltener ist als im Westen. Oft ist es nun gerade diese Untauglichkeit für Kollektivthesen, die hilflose Häme erzeugt: Wer im geschlossenen Erfahrungsraum Westdeutschland aufgewachsen ist, dem erscheint Deutschlands Osten als politisch sprunghaft und gesellschaftlich zersplittert. »Mit dem hoch gelobten ostdeutschen Wir-Gefühl ist es nicht weit her«, frohlockte schon vor Jahren der Kasseler Soziologe Heinz Bude.¹⁵ Blamiertes Vorurteil gibt sich als souveräne Entlarvungstat.

Auch auf eine Regionalmentalität kann das Fremdartige der Ostdeutschen nicht reduziert werden, obgleich im deutschen Westen vielerorts der Glaube fortlebt, östlich der Elbe werde durchweg sächsisch gesprochen.¹⁶ Ebenso wenig ist die ostdeutsche Minderheit klein genug, um kulturpolitische Pflege- oder Schutzimpulse auszulösen; ungenutzt bleibt so das Sprachrepertoire für exotische Niedlichkeit. Doch unverdrossen forscht der westdeutsche Meinungs-, Haltungs- und Deutungsbetrieb nach einem ostdeutschen Anderssein, nach kleinsten Zeichen einer Abweichung, als gelte es, dadurch einer schleichenden Erosion des Eigenen vorzubeugen. Diese Divergenzbesessenheit hat ihre klar benenn-

¹⁵ Gegenüber der *Märkischen Oderzeitung* vom 25. März 2013.

¹⁶ Selbst Gebildete unter den BRD-Publizisten halten den letzten DDR-Staatslenker nicht für einen saarländischen, sondern für einen sächsischen Import: »Das deleuzianische ›Deterritorialisieren‹ habe ich mir übrigens immer von Erich Honecker gesprochen gedacht: ›Dädärredorrelisiern‹; es macht das merkwürdige Wort seltsam wahrhaftig! Wie von Spitzweg gemalt!«, Thomas Kapielski: *Sämtliche Gottesbeweise*, Frankfurt/M. 2011, S. 60.

baren Gründe. Fremdes war für die Westdeutschen bis 1990 bestenfalls eine Sache von Tourismus oder Gastronomie gewesen – Kulturgut eben. Das 2015 rasch aufflammende und ebenso rasch wieder verlöschende Willkommen zeugte von dieser überwiegend westdeutschen Angstlust am Fremden. Denn Migranten aus einem etwas fernerem als dem deutschen oder europäischen Osten lassen sich leicht als das ganz Andere kulturell akzeptieren, sofern soziale Distanz gesichert ist. Kulturelle Nähe hingegen verheißt soziale Konkurrenz.

Tatsächlich hatte die Mehrheitsgesellschaft West jahrzehntelang »ihre« Fremden, genannt Gastarbeiter, in den schlechteren Vierteln und den härteren Jobs sicher verwahrt gewusst. Mit ihrem Anspruch ökonomisch-sozialer Gleichberechtigung mussten seit 1990 die neuen, ostdeutschen Fremden diese Mehrheitsgesellschaft verstören. Wettbewerb war ihr vielfach bereits zum Schandwort geworden, Vergewisserung eines uneinholbaren materiellen, gern auch moralischen Vorsprungs umso wichtiger.

Strebsam und abgehängt

Ihren Einheitsirritationen suchten Nostalgiker der alten Bundesrepublik daher zunächst mit der These von den seit 1990 entwerteten Biografien, von Ostdeutschlands *Abgehängten* beizukommen. Sie hätten auch von Überqualifizierten sprechen können. Für Wettbewerbsgläubige und Leistungswillige, die in den Neunzigern durchstarten woll-

ten, wurde der Westen vielfach eine Enttäuschung – oft schon im Einheitsjahr. Sie mussten die Erfahrung machen, dass sich Qualifikation und Leistung gerade nicht immer lohnten, dass in manchen Bereichen beispielsweise soziale Herkunft oder politische Haltung oder gar Geschlecht über den Aufstieg entschieden. Für eine zusehends kulturprägend-meinungsnormative *Mitte der Gesellschaft* wiederum, sprich für die verbürgerlichte und nun staatsbürgerliche Linke des Westens, bedeutete der Neuzugang aus Deutschlands Osten gleichfalls eine Enttäuschung, erst recht der aus Europas Osten. Diese »Strebermigranten« (Emilia Smechowski)¹⁷ waren meist bestens ausgebildet, zudem arbeitswütig bis zur Erschöpfung. Sie betrachteten den westlichen Kapitalismus als Lebenschance, nicht als Bedrohung ihrer Menschenwürde. Sie setzten auf Anerkennung durch berufliche Aktivität, nicht auf Teilhabe durch passiv-aggressive Selbstpräsentation in Diskriminiertenkollektiven. Ihre unsentimentale Machergesinnung sollte die im Westen erblühende Gefühlskultur der Kränkbarkeiten bald provozieren, denn die Neubürger huldigten messbarer Leistung.

¹⁷ Der Streber-Topos ist seit Jahrzehnten im Ost-Bashing etabliert. Hierbei figurieren »die Osis« als arbeitsscheu und zugleich als übereifrig, während Westdeutsche den Süd- und Osteuropäern zubilligen, so lässig und unangepasst zu sein wie sie selbst. Als Stichprobe: »Vierzig Jahre lang waren die Osis die Vorzeigekommunisten im östlichen Staatenbündnis. Anders als bei den Tschechen und Polen waren Klagen über ihre sozialistische Arbeitsmoral nicht zu vernehmen, und selbst den Luxus des vom Westen spöttisch belächelten Schlendrians leisteten sie sich nicht. Streiks wie in Polen wären undenkbar gewesen und riefen bei den Osis heftige Ressentiments hervor«, anstatt »Solidarität mit den Danziger Werftarbeitern zu üben«. Siehe Klaus Bittermann: *Unter Zonis. Zwanzig Jahre reichen jetzt so langsam mal wieder: Ein Rückblick*, Berlin 2009, S. 43; vgl. hingegen ebd., S. 61, zum arbeitsethisch drohenden Wirtschaftskollaps durch »16 Millionen trübe Tassen«.

Umso heftiger musste ihr Unbehagen an einem Westen sein, der das bürgerliche Leistungsethos zu verabschieden begann, um sich als Nischengesellschaft von betreuungsintensiven *safe spaces* zu rekonstruieren.

Die sächsischen Unruhen im dritten Einheitsjahrzehnt bewiesen vollends: Dieser Westen war kein Vorbild mehr. Dort hätte man früher wohl gutbürgerlich genannt, was im Osten still und stetig gewachsen ist: eine Verachtung für den westlichen Landesteil, der in basalen Kulturtechniken unterklassig wirkt – der seit 1990 die Deutschlandhälfte Ost etwa mit seinen zahlreichen Nichtschwimmern, Analphabeten und Rechenschwachen entsetzte. Oder auch mit Schülern, die zwar jeden Dichter politisch einzuordnen, doch kein einziges Gedicht aufzusagen wissen. Die elementare Lebens- und Berufsvorbereitung ist in der BRD prekär geworden. So schwindet die qualifizierte Facharbeiterschaft, zudem der unternehmerisch risikobereite Mittelstand. Das revitalisierte Bürgertum mancher Oststädte bringt bundesdeutsches Bildungselend nicht mehr nur mit einer spätemanzipatorischen Pädagogik, sondern inzwischen auch mit multi-kulturellen Klassenzimmern und einer indifferenter Einwanderungspolitik in Verbindung. Der dezidiert bürgerliche Protest gegen all dies fällt im Osten expliziter aus. Für eine sozial mehrheitsfähige, typisch westdeutsche Synthese aus Weltoffenheitsrede und Wohnviertelklassismus fehlten hier die historischen Grundlagen. Der Wohlstand im Osten ist neu, die Staatsskepsis alt. Eine Verbürgerlichung der Revolte wie im Westen haben oft nur die staatlich domestizierten Bürgerrechtler vollzogen. Kurz, der ostbürgerliche, inzwi-

schen vielfach politisch rechts artikulierte Affekt gegen ein sogenanntes Grün- oder Biobürgertum zielt weniger auf dessen Klassenstatus als vielmehr auf seinen ideologischen Dekor.¹⁸

Weltoffenheitszone

Die These von den Abgehängten im Osten war soziologisch nicht zu halten. Sie wurde daher moralisch, angesichts der rechten Wahlerfolge und Bürgerproteste zusehends kulturell reformuliert. Per Weltoffenheitsrede konnte das westdeutsche Justemilieu seine Furcht vor östlicher Überfremdung endlich problemlos entladen – in einem Fremdenhass zweiten Grades und besten Gewissens. Man hasste schließlich Fremdenhasser. Angesichts der weltweiten Kriegs- und Armutsmigration offenbarte das Modernitätsbewusstsein West somit seine eigentümliche Dialektik: Eine einwandernde »Vormoderne« verunsicherte es weniger als die Nachlebenden einer anderen, einer nicht-westlichen Moderne. Von dieser spürte man einen distanziert verglei-

¹⁸ Die ostdeutsche Persistenz des Bürgerlichen innerhalb von Kultursphäre und Wirtschaftsethos ist von der altbundesdeutsch dominierten Soziologie erst zu entdecken. Bislang typisch ist ihr Szenario einer »Bürgerlichkeit ohne innere Spannung«, weswegen die jeweiligen Nachfolger des Citoyens und des Bourgeois, des freiheitsliebenden Kulturbürgers und des privategoistischen »modernen Leistungsindividualisten« einander mit Verachtung und Ressentiment bedächten. Beide Gegensatzpaare entsprächen einem »Befund aus dem Ost-West-Vergleich«, meint Heinz Bude: *Einübung in Bürgerlichkeit*, in: ds. / Joachim Fischer/Bernd Kauffmann (Hrsg.): *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*, München 2010, S. 189–202.

chenden, von jener einen unbefangenen sehnsüchtigen Blick aufs Eigene. Daher die wohlfeile wie aufdringliche polit-mediale Umarmung einer einstmals sogenannten *Dritten Welt* über die Reste der Zweiten hinweg.

Doch Vielfalt, Buntheit, Bereicherung, das allfällige ABC der Weltoffenheit: es klang und klingt ein wenig zu beflissen. Es bleibt Kulturkonsumentensprache, tönt aus der alten westdeutschen Gewissheit, von konkreter Haftung und realer Geschichte dispensiert zu sein. »Weltoffenheit« ist das westdeutsche Substitut für »Weltläufigkeit«. Sie ist der Glaube, daheim im Eigenen bleiben und in allen Farben der Welt schillern zu können.

Heimkehrer und Dagebliebene

Heute ist es progressiv-aufgeklärter Konsens, dass Deutschland nicht nur den Deutschen gehört.¹⁹ 1989/1990 aber war

¹⁹ Der Indikativ »Deutschland ist ein Einwanderungsland« wird dabei stillschweigend zum ökonomischen und kulturellen Imperativ. Ein typisches Beispiel hierfür sind die öffentlich-rechtlich und damit leitmedial stark präsenten Publikationen von Naika Foroutan. Die Migrationserforscherin wirbt in ihrer jüngsten Aufsatzsammlung bei »Herkunftsdeutschen« für »[d]as postmoderne Deutschland als plurales, multiethnisches Bürgerland«. Im letzten Aufsatz der Sammlung, betitelt »Migrantisches Gold«, geht es freilich nicht mehr um Postmoderne-Buntheit und Ethno-Pluralität, sondern um Arbeitskräftenachschub im Niedriglohnbereich: »Deutschland wird nicht mehr Deutschland bleiben, wenn wir nicht endlich eine moderne Migrationspolitik betreiben, die smart und vorausschauend plant und erkennt, worauf wir als große Volkswirtschaft zusteuern, statt sich von rassistischer Panik treiben zu lassen. Wir konkurrieren um migrantisches Gold, weltweit.« Zit. nach ds.: *Es wäre einmal deutsch. Über die postmigrantische Gesellschaft*, Berlin 2023, S. 36, S. 43, S. 267f.

für viele Westdeutsche schon die projektierte staatliche Einheit eine höchst befremdliche Aussicht. Sie würden nicht mehr mit sich allein sein in Deutschland. Vorwitzig hatten sie 1949 ihren Staat so benannt. Das sollte man in der sinkenden DDR wörtlich nehmen: Warum nicht endlich in einem Staat namens Deutschland leben, wenn man schon permanent in deutscher Geschichte und insbesondere Nachkriegsgeschichte gelebt hatte?

Als Heimkehrer in die gesamtdeutsche Geschichte nutzten Westdeutsche ihrerseits die Chancen, die sich im Osten boten. Zerknitterte Biografien konnten dort geglättet, zerbrochene Karrieren gekittet werden. Doch in Feuilletons, Romanen, Pamphleten, Bürofluren und Bahnabteilen klagten sie, dass sie im Osten noch nicht ganz unter ihresgleichen seien, dass sie sich fremd fühlten. Worin nur bestand das Befremdliche der Post-DDR? Vielleicht darin, dass man hier in einer anderen, älteren Form von Geschichte gesteckt hatte. Sie nahm in Haftung, war auf fatale Weise konkret, mutete darin geradezu nationalstaatlich an. Sie schloss den typisch westdeutschen Dualismus aus: die regionalpolitische Gemütlichkeit bei globalethischem Anspruch.

Heimatliteratur

Oft heißt es, die DDR sei erst nach ihrem Untergang entstanden. Der Bedarf an dieser postumen DDR war jedoch nicht in ihr selbst gewachsen. Hunderttausende Ex-DDR-Bürger erhielten ab 1990 ihre Identität als Ostdeutsche per Fremd-

zuschreibung. Als Volk ohne Geschichte waren die Westdeutschen auf den staatlichen Anschluss und den sozialen Ausschluss des Ostens angewiesen, um zum Bewusstsein des eigenen Selbst zu kommen. Um substantiell und dauerhaft zu werden, braucht Selbstbewusstsein die Erfahrung qualitativer Fremdheit. Der Westen, der 1990 zu entstehen begann, kann Fremdes nur als Minderversion seiner selbst begreifen.

Das westdeutsche Selbstbewusstsein war folglich stets gefährdet. Seit dreißig Jahren muss ihm eine nostalgische Literatur aufhelfen, deren Kernthema die alte Bundesrepublik, der rheinische Kapitalismus und die Bundesrepublik Adenauers bildet. Darin verschmelzen Wirtschaftswunder, Schutzmachtschirm und allerlei Emanzipationsgesten zu einem einzigen Erinnerungsblock. Dieser ewige Westen, der sich als Wohlstandsprovinz und via Wertegemeinschaft der deutschen Geschichte für immer entkommen glaubte, hat mit dem Wiedereintritt in eben diese schwer zu kämpfen: Es droht ihm so etwas wie der Ernst des Lebens. Nochmals Heinz Bude: »1989 ist die glückliche Zeit der ironischen Nation der Bundesrepublik mit einem Mal zu Ende gegangen.«²⁰

Der Romancier Peter Prange bewarb seinen Bestseller »Unsere wunderbaren Jahre« (2017) als Erzählung »von einer Zeit, die mit der D-Mark begann und endete«, das westdeutsche Daseinsempfinden jedoch weiterhin präge.²¹ Und ein

²⁰ Heinz Bude gegenüber der *Märkischen Oderzeitung* vom 25. März 2013.

²¹ »Denk ich an Deutschland: Peter Prange«, in: *Deutschlandfunk* vom 22. März 2020.

unter Uckermärkern einsam gebliebener Dichter-Seher²² aus Bad Ems sehnte sich weit fort aus unreiner Gegenwart: »Warum wir so rein sind: Erinnerung an eine zauberhafte Dürftigkeit, beinahe Unschuld, von heute aus empfunden, die jede Frühe besitzt, auch die eines Staatswesens, die Bundesrepublik der ersten Jahre.«²³ Jedoch: »Davon weiß hier niemand etwas.«²⁴ Der Osten Deutschlands erscheint in derlei Reinheitsträumen als bedrohlicher Fremdkörper. »Die Westdeutschen leben heute, gemessen an dem, was sie hatten, in einer beschädigten Republik«, hatte bereits 2004 der ZDF-Journalist Wolfgang Herles in »Wir sind kein Volk« geklagt.²⁵ Solcher Klageschriften gab und gibt es unzählige. Sie sind ersichtlich für ein heimisches Publikum gemacht. Hingegen blieben Bücher wie beispielsweise Jana Hensels »Wer wir sind. Die Erfahrung, ostdeutsch zu sein« (2018, zusammen mit Wolfgang Engler) an ein Gegenüber gerichtet, das damit als Norm anerkannt war. Der westdeutsche Glaube an die Existenz historischer Normal- und Sonderwege war akzeptiert.

In ihrem nachfolgenden Ost-Erklärbuch »Die Gesellschaft der Anderen« (2020, zusammen mit Naika Foroutan) legte Zeit-Autorin Hensel den Ostdeutschen nahe, diese westdeutsche Fremdzuschreibung zu verinnerlichen und selbst-

²² Zur Bautätigkeit des Zugezogenen vgl. Botho Strauß: *Die Fehler des Kopisten*, München 1997, S. 7: »Auf einem Hügel in der Uckermark baute ich ein weißes Haus, und eigentlich sind es zwei [...]«.

²³ Botho Strauß: *Vom Aufenthalt*, München 2009, S. 151.

²⁴ Botho Strauß: *Die Fehler des Kopisten*, München 1997, S. 18f.

²⁵ Wolfgang Herles: *Wir sind kein Volk. Eine Polemik*, München 2004, S. 13.

bewusst nach außen zu wenden. Wie auch andere Migranten bzw. Minderheiten müssten Ostdeutsche sich als ein Kollektiv begreifen.²⁶ Dessen Unterrepräsentiertheit innerhalb der BRD-Führungsschicht wäre, sobald als ethnisch codierte Zurücksetzung benannt, durch allerlei Quoten abzuhelpfen. Nicht-Privilegiertheit als Privilegierungsbasis also. Die Subjektwerdung, die hierdurch befördert werden soll, verlangt eine dauerhafte Selbstobjektivierung, ja Selbstethnisierung. Der Konstruktionsaufwand wäre hoch. Ein ostdeutscherseits kultiviertes Anderssein gliche in seiner Künstlichkeit dem Vergangensein, in das die westdeutsche Normgesellschaft ihre BRD durch die erlittene Einheit versetzt sieht.

Nun könnte aber genau diese alte, um ihre Erinnerungen zusammengedrückte (oder in diesen erst gefertigte?) Bundesrepublik der eigentliche Sonderweg deutscher Geschichte sein. Die Selbstpflege, die sie publizistisch betreibt, verlockt inzwischen jüngere Ostdeutsche zur Nachahmung; man denke an die »Dritte Generation Ost«. Das Gesprächs- und Geschäftsmodell der Identitätspolitik bleibt jedoch Politikersatz. Nicht die Artikulation eines ostdeutschen Andersseins in Deutschland verspricht Erkenntnis- und Souveränitätsgewinn. Aufschlussreicher wäre eine Analyse jenes Deutschlands, das zu seiner Selbstvergewisserung so dringend ostdeutschen Andersseins bedarf.

²⁶ Jana Hensel im Interview mit Naika Foroutan: »Das nennt man Emanzipation«. Über Stereotype gegenüber Muslimen und Ostdeutschen und deren Aufbegehren.«, in: *Die Zeit* vom 1. April 2019; jetzt in: Naika Foroutan: *Es wäre einmal deutsch. Über die postmigrantische Gesellschaft*, Berlin 2022, S. 188–200.

Das Neue Berlin

eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-360-02760-3

1. Auflage

© 2024 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es nicht gestattet,
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg
zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Druck und Bindung: buchdruckerei.de, Berlin

www.eulenspiegel.com